

Die Intellektuellen in den USA von der Aufklärung bis zur Reagan-Ära

1. Einleitung

Die Rolle der Intellektuellen in der amerikanischen Geschichte ist so umstritten wie die der japanischen Intellektuellen, über die ich allerdings außer dem Buch von Tatsuo Arima „The Failure of Freedom: A Portrait of Modern Japanese Intellectuals“¹ fast nichts weiß. Als ich Arimas ausgezeichnetes Buch las, war ich erstaunt, so viele Parallelen zwischen amerikanischen und japanischen Intellektuellen zu finden: der gleiche Hang zur Entfremdung von der konventionellen Politik und normalen Gesellschaft, der gleiche mutige, aber wirkungslose Versuch, Kunst, Literatur und Philosophie als Mittel zur Reformierung der sozialen Ordnung zu benutzen, die gleiche Sorge um den geringeren Status des eigenen Landes verglichen mit den entwickelteren und kulturell reicheren Nationen Westeuropas und die gleiche Ambivalenz gegenüber einer transzendenten Doktrin, sei es der Marxismus, das Christentum oder der Buddhismus und die orientalische Philosophie, wobei die letztere das asketische Ideal der Transzendentalisten Neu-Englands in den dreißiger Jahren des 19. Jhs. und der Beatniks in San Francisco in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts bildete. Was der amerikanische und japanische Intellektuelle gemeinsam zu haben scheinen, ist das Los, daß sein Wissen im Widerspruch zu seinen Wünschen steht.² Aber was verstehen wir eigentlich unter dem Begriff des Intellektuellen? Allgemein wird er auf jene bezogen, die über das außergewöhnliche Talent verfügen, die Macht des geschriebenen Wortes auszuüben. Aber viele, die als Intellektuelle bezeichnet werden, würden die Anwendung dieses Begriffes auf ihre Person ablehnen. So ist einst der britische Philosoph Bertrand Russell nach seiner Definition des Intellektuellen gefragt worden: „I have never called myself an intellectual, and no one has dared to call me one in my presence“, lautete seine Antwort. „I think an intellectual may be defined as a person who pretends to have more intellect than he has,

and I hope this definition does not fit me.“³ Richard Hofstadter spottete einmal, daß ein Intellektueller eine Person ist, die gern leichte Antworten in schwere Fragen umwandelt.⁴ Wenn sich auch noch so viele Intellektuelle scheuen, eine Definition aufzustellen, sollte aber hervorgehoben werden, daß der Begriff zur Zeit der Dreyfus-Affäre (1898-1906) entstanden ist, als sich die radikale intellektuelle Gemeinschaft Frankreichs erhob, um die Republik vor ihren reaktionären Feinden zu schützen. Die Affäre beobachtend, warnte der amerikanische Philosoph William James vor der Rolle der Intellektuellen in der Gesellschaft: „We ‘intellectuals’ in America must all work to keep our precious birthright of individualism and freedom free from these institutions [church, army, aristocracy, royalty]. Every great institution is perforce a means of corruption – whatever good it may do. Only in the free personal relations is full ideality to be found.“⁵ Ein halbes Jahrhundert später, als der amerikanische Intellektuelle weniger an der Erhaltung seiner Individualität als am Engagement für kollektiven Protest interessiert war, beschrieb der Literaturwissenschaftler Lionel Trilling das Phänomen als „Gegenkultur“, womit er meinte, daß der Schriftsteller und der Künstler immer darauf abziele, den bestehenden Status quo anzugreifen.⁶ In letzter Zeit bezieht sich der Begriff des Intellektuellen eindeutig auf den Kritiker, der lieber ablehnt als bestätigt, auf den entfremdeten Außenseiter, der sich negativ und antagonistisch zur Gesellschaft verhält. Aber die Rolle des Intellektuellen in Amerika ist nicht immer oppositionell gewesen. Die Unzufriedenheit des Intellektuellen ist ein relativ junges Phänomen, das seine Wurzeln im 19. Jh. hat. Um diese Entwicklung zu verstehen, ist es notwendig, an den Beginn der amerikanischen Geschichte zurückzukehren, in das 17. und 18. Jh., als sich die amerikanischen „men of letters“ eins mit ihrer Gesellschaft und Regierung fühlten.

2. Die Verschmelzung von Macht und Intellekt und ihr Zusammenbruch: das 17. und 18. Jahrhundert

In der frühesten Phase der amerikanischen Geistesgeschichte, des Puritanismus Neu-Englands, waren Männer von Bildung und Gelehrsamkeit unerlässlich. Während dieser Periode, etwa zwischen 1630 und dem Vorabend der Aufklärung bis zum Ende des 17. Jhs., wurde das Leben vor allem in theologischen Begriffen aufgefaßt, und alle Aspekte der calvinistischen Theologie erforderten die rigoroseste Analyse und Interpretation: das Wesen des Vertrages mit Gott, Glaube und Ver-

nunft, Vorsehung und moralische Verantwortung, Ursünde und die Bedeutung wahrer Tugend. Als Mitglieder der „Auserwählten“, jener, die mit Gnade gesegnet worden waren und sich einer inneren mystisch-geistigen Erfahrung unterzogen hatten, erfreuten sich die Intellektuellen eines Status von Predigern und moralischen Wächtern. Die Rolle der Führer und Philosophen wie John Winthrop und Jonathan Edwards bestand darin, die Bedeutung der Existenz zu interpretieren, indem sie die Wege Gottes zum Menschen erklärten. Der Puritanismus Neu-Englands dauerte aber nur zwei Generationen. Sein Niedergang kann in solchen Ereignissen gesehen werden wie dem *Halfway Covenant* (1661), als die Kinder der ersten Siedlergeneration die Erlaubnis zur Taufe ohne vorherige Bekehrung erhielten, und in der *Salem Witchcraft Hysterie* (1690-1694), als die puritanische Theologie zunehmend als zu mittelalterlich und abergläubig angesehen wurde, um mit den Anstrengungen und Strapazen des täglichen Lebens fertig zu werden. Mit dem Beginn der Aufklärung im frühen 18. Jh. begann Amerika, die Welt des John Winthrop zu verlassen, um die von Benjamin Franklin zu erfassen. Man wandte sich vom Glauben und den Schriften ab, um von der Wissenschaft und Natur zu lernen. Der Zweck des Lebens wurde nun nicht mehr so sehr in der Errettung, sondern im Erfolg gesehen, nicht in den inneren Mysterien der Seele, sondern dem externen „pursuit of happiness“.

Während der Herrschaftskrise der sechziger und siebziger Jahre des 18. Jhs. spielte der Calvinismus noch eine bedeutende Rolle. In der Amerikanischen Revolution standen, anders als in der Französischen und vielen anderen Revolutionen, viele Geistliche an der Seite der Philosophen im Widerstand gegen die britische Herrschaft in den Kolonien. Obwohl einige Pfarrer, wie etwa Jonathan Boucher, die religiöse Pflicht der Unterordnung unter die souveräne Autorität predigten, folgten die meisten Amerikaner John Wise in der Befürwortung des Widerstandes gegen eine unpopuläre Regierung als einer Verpflichtung, den puritanischen Vertrag aufrechtzuerhalten und Amerika vor der Korruption Europas zu schützen. Noch einflußreicher waren Thomas Paine und Thomas Jefferson, liberale Denker, die sich sowohl auf die Gesetze der Natur als auch auf die Gesetze Gottes bezogen, um die Grundlagen der natürlichen Menschenrechte zu verfassen. Ob die Amerikanische Revolution nun tatsächlich von jenen gemacht worden ist, die „von unten“ in die Geschichte eintraten, durch die Arbeiter, Handwerker und kleinen Farmer – die den Gegenstand der marxistischen Geschichtsschreibung bilden –, oder nicht, soll hier nicht erör-

tert werden; man kann aber kaum leugnen, daß sie durch Intellektuelle und Gelehrte geführt worden ist, durch jene, die fähig waren, die Gründe zu artikulieren, die dem Recht auf Revolution seine philosophische Legitimität gaben.

In dieser Periode der Revolution und der folgenden Verfassung kam Amerika wahrscheinlich so nah an das asiatische Ideal des Intellektuellen heran wie niemals wieder. In der klassischen asiatischen Zivilisation wurde von den „men of letters“ gefordert, die Welt der Ereignisse zu interpretieren und Verantwortung für die öffentlichen Angelegenheiten zu übernehmen. Der Brahmane diente als Führer in Indien, die Mandarine befehligten die wichtigsten öffentlichen Einrichtungen in China, und in Japan wurden verschiedene Gelehrte, ob der Spiritualist Bushido oder der Sozialist Tanemakuhito (jene, die die Saat legten), als Führer angesehen, die das Denken und Handeln vereinigen und die Theorie dazu bringen konnten, sich auf die Wirklichkeit zu beziehen.

Im Amerika zur Zeit der Gründerväter finden wir etwas vor, das man als die kompletteste Verschmelzung von Macht und Intellekt bezeichnen kann. Die Revolution rief die Gründer auf zu demonstrieren, warum gegen eine illegitime Autorität Widerstand geleistet werden muß und warum nicht nur von Vernunft und Argumenten, sondern auch von Macht und selbst Gewalt Gebrauch gemacht werden kann, um die Freiheit zu bewahren. Die Ausarbeitung der Verfassung erforderte von ihren Schöpfern, etwas Gegenteiliges zu demonstrieren: nämlich zu zeigen, warum das neue föderale System die Ausdehnung der zentralisierten Macht einer neuen, nationalen Regierung erforderte und warum die Amerikaner dem neuen System als dem besten Mittel, ihre Freiheiten und ihre Interessen zu schützen, Gehorsam leisten sollten. Die Schöpfer der Verfassung agierten so als Gelehrte und als Staatsmänner. Die meisten von ihnen sind in Amerika oder im Ausland ausgebildet worden, und unter denjenigen, die an den hitzigen Debatten am Verfassungskonvent in Philadelphia teilnahmen, befanden sich zwei Universitätspräsidenten und drei Professoren. In der Tat war John Adams' „A Defense of the Constitutions of the Government of the United States of America“ ein Versuch, auf die französischen Kritiker des neuen amerikanischen Regierungssystems zu antworten, indem er sein umfassendes Wissen über die antiken und modernen Traditionen der politischen Philosophie von Machiavelli bis Montesquieu darlegte. Alexander Hamilton und James Madison boten eine ähnliche intellektuelle Leistung in „The Federalist“, denn sie hatten

zu zeigen, warum es notwendig war, eine „neue Wissenschaft der Politik“ zu begründen, die vom klassischen Erbe der „civic virtue“ abwich und trotzdem die Freiheit mit anderen Mitteln bewahrte. Wir brauchen hier nicht die Argumente der Föderalisten und Anti-Föderalisten, jener, die die Amerikaner von der Ablehnung des neuen „Experimentes“ zu überzeugen suchten, anzuführen. Es genügt festzuhalten, daß sowohl jene, die die Verfassung unterstützten als auch jene, die sie ablehnten, die Annahme der Aufklärung teilten, daß der Denker die Verantwortung hat, sein überragendes geistiges Können dazu zu nutzen, die Lektionen der Geschichte zu verstehen, um die Bewegung der Macht zu kontrollieren. Niemals wieder in der amerikanischen Geschichte sollte der politische Intellekt so brillant scheinen wie im goldenen Zeitalter der Gründungsphase. Aber genau in diesem Moment der politischen Gründung Amerikas fand eine Art versteckter Ironie statt, die in der modernen Geschichts- und Politikwissenschaft fast unbemerkt geblieben ist.⁷ Worin bestand die Rolle des Intellektuellen in dieser „neuen Politikwissenschaft“? Oder genauer gesagt, würde er überhaupt irgendeine Rolle spielen?

In „The Federalist“, Nr. 10, spricht Madison diese Frage direkt an. Die Anti-Föderalisten hatten argumentiert, daß viele strukturelle Mechanismen in der neuen Verfassung nicht für die Kontrolle der Macht und die Schlichtung aufeinanderprallender Interessen gebraucht würden, denn solche Probleme könnten durch gebildete Männer geklärt werden. Madison erwiderte auf dieses Argument, daß „to say that enlightened statesmen will be able to adjust these clashing interest, and render them all subservient to the public good. Enlightened statesmen will not always be at the helm.“⁸ Was Madison hier ausspricht, ist im wesentlichen, daß, obwohl seine Generation der Verfassungsschöpfer aus Männern von Vernunft und Tugend besteht, diese ihre Fähigkeit nutzen müssen, um eine Verfassung zu konstruieren, die Männer solchen Kalibers nicht braucht, denn Amerika kann niemals wieder auf ihr Erscheinen zählen. Künftig würden es nicht moralische Qualitäten, sondern die „Maschinerie der Regierung“ sein, die die Republik fortsetzt.

Anders als der Soziologe Karl Mannheim im 20. Jh. betrachteten die amerikanischen Schöpfer den Intellektuellen nicht als ein Mitglied der Gesellschaft, das fähig ist, sich über ökonomische Interessen und politische Passionen zu erheben, um eine „desinteressierte“ Perspektive auf die Regierungsangelegenheiten anzubieten. John Adams selbst ging so weit vorzuschlagen, daß Männer von überdurchschnittlichem

Reichtum und Intellekt einem „Ostrakismus“ unterworfen werden sollten, indem sie im Senat isoliert und damit unfähig sein würden, auf die schwächeren und weniger intelligenten Mitglieder des Unterhauses im Kongreß Druck auszuüben.⁹ In gewisser Hinsicht könnte man sagen, daß bei der politischen Gründung Amerikas die intellektuelle Elite mit der müßigen Aristokratie Europas verglichen wurde, Gestalten, auf die Föderalisten wie die Anti-Föderalisten mit einem unterschiedlichen Grad von Mißtrauen blickten. Aber die Ironie besteht darin, daß es die intellektuellen „men of letters“ dahin brachten, ein neues Regierungssystem zu erdenken, das keine Aktivität des Intellekts erforderlich machte, um es um- und fortzusetzen. Was in der Politikwissenschaft als „liberaler Pluralismus“ bekannt wurde, der widerstreitende Zusammenprall von Interessen politischer Gruppierungen, würde selbstregulierend sein und sein eigenes Gegengewicht finden.¹⁰

3. Die Entfremdung des Intellektuellen: das 19. Jahrhundert

Die Rolle des Intellektuellen veränderte sich im 19. Jh. erheblich. Er war nicht länger der geistige Wächter der Nation oder deren politischer Mentor. Verschiedene Entwicklungen fanden in den Jahren vor dem Bürgerkrieg statt, die dazu beitrugen, den Gelehrten an die Peripherie der Gesellschaft zu verweisen.

Evangelikalismus: Die religiösen Erneuerungsbewegungen, die über Amerika am Beginn der dreißiger Jahre des 19. Jhs. hinwegfegten, richteten sich gegen die Autorität des Intellekts im Namen der Stimmen des Herzens. Als Emotionen die Vernunft als Grundlage des Glaubens ersetzten, wurde die Idee des gebildeten Pfarrers zugunsten des populären Redners mit einem Hauch von Kanzeltheater preisgegeben. Schon bald waren die Prediger und ihre Gefolgschaft überzeugt, daß man ohne Universitätsausbildung enger an Gott herankommen könnte.¹¹

Jacksonismus: Der Vorabend der Massendemokratie mit der Wahl Andrew Jacksons 1828 schien den Intellektuellen als Staatsmann diskreditiert zu haben. Jackson war gegen John Quincy Adams angetreten, einen höchst gebildeten und kultivierten Geist, der Amerika sowohl ökonomisch als auch kulturell entwickelt sehen wollte. Aber Jackson war ein Militärheld aus dem Krieg von 1812, und die Wahl war ein Kräftemessen zwischen „the man who can write against the man who can fight“, wie ein Zeitgenosse bemerkte. Adams verkörper-

te die ältere elitäre Tradition der Politik, die sein Gegner mit der dekadenten Müßigkeit der Aristokratie verband. Jackson dagegen stand für den egalitären Volkshelden mit gewöhnlichem Intellekt, der keine formale Ausbildung brauchte. Beginnend mit der Demokratie Jacksons war nun jeder Amerikaner, der sich für ein offizielles Amt bewarb, benachteiligt, wenn er seinen hohen Intellekt herausstellte, und gepriesen, wenn er mit seiner bescheidenen Herkunft prahlen konnte, sei es ein Blockhaus oder die Wohnung über einem Krämerladen. Politik war nun nicht länger die Domäne der vornehmen Klasse.¹²

Transzendentalismus: In den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jhs. entwickelte sich der Transzendentalismus in Neu-England zur einflußreichsten geistigen Bewegung Amerikas und bildete in gewisser Hinsicht den Gegenpart zur europäischen Romantik. Verschiedene Führer dieser Bewegung, vor allem Ralph Waldo Emerson und Henry D. Thoreau, lehnten das politische und religiöse Leben zugunsten eines „höheren“ Lebens für die Poesie und die Philosophie ab. Wenn der amerikanische Intellektuelle eine Rolle in der Gesellschaft spielte, dann konnte sie nicht in der Sphäre der öffentlichen Angelegenheiten gefunden werden. Obwohl viele Transzendentalisten den Kreuzzug für die Abschaffung der Sklaverei unterstützten und sich gegen die Ungerechtigkeiten der kapitalistischen Gesellschaft und gegen den Mexikanisch-Amerikanischen Krieg von 1846 aussprachen, blickten nur wenige auf die Politik als ein nobles Geschäft. In ihren Essays über „The American Scholar“, „Politics“, „Civil Disobedience“ und „The Future of the Republic“ erklärten Emerson und Thoreau, warum die Verfassung und die Regierung, die sie umsetzte, so wenig getan hatten, das Volk aufzurichten, den Geist der Freiheit zu fördern, den Westen zu entwickeln und das Land aufzubauen sowie vor allem den Intellekt zu stimulieren, die „Überseele“ zu wecken. Gegen die Lockesche Philosophie, die Amerika mit Kommerzialisierung und Materialismus durchdrang, drängten Emerson und Thoreau ihre Landsleute dazu, sich der östlichen Weisheit zuzuwenden und über die erhabenen Wahrheiten des Buddhismus und Hinduismus zu meditieren. Gegen den Druck der sozialen Gleichförmigkeit und politischen Bedürfnisse riefen sie zu einem Leben der Einsamkeit und der Separierung des Selbst vom Staat auf. Der Intellektuelle würde kein verantwortlicher Bürger sein, der sich den öffentlichen Angelegenheiten widmete, sondern ein Philosoph im ethischen Sinne, allein der Stimme des Bewußtseins verpflichtet.¹³ Wenn man die Rolle des Intellektuellen in der amerikanischen Geschichte überblickt, ist man geneigt zu sagen, daß je-

der, der ein solches Etikett rechtfertigt, auf der richtigen Seite der entsprechenden politischen Kontroversen gestanden haben muß. Dies war die Annahme der Aufklärung des 18. Jhs., als allgemein geglaubt wurde, daß die Fähigkeit der Vernunft tugendhafte Denker hervorbringen würde, die sich selbst der Förderung der Freiheit widmen würden. Der „mind of the South“ in den Jahren vor dem Bürgerkrieg widersprach jedoch dieser Annahme. Während jener Jahre wurden sich Denker des Südens zunehmend ihrer „besonderen Institution“, der Sklaverei, bewußt. Angesichts der Attacken durch die Intellektuellen der Nordstaaten nutzten sie ihr Talent, um ihre spezifische Lebensweise zu verteidigen, die die egalitären Prinzipien der Unabhängigkeitserklärung verletzte, die Abraham Lincoln als den „sheet anchor“ der amerikanischen Republik bezeichnete.

Solche politischen Denker des Südens wie John C. Calhoun, George Fitzhugh and William Gilmore Simms bildeten einen „geweihten Zirkel“, der den Süden als eine überlegene Zivilisation rechtfertigte. Calhoun zeigte, daß die 1787 geschriebene Verfassung hinsichtlich des Schutzes von Minderheiten versagt hatte, und dabei dachte er natürlich nicht an die schwarzen Sklaven, sondern an die weißen Südstaatler, deren begründetes Anrecht auf Sklavenarbeit durch die zahlenmäßig anwachsende Mehrheit der Nord- und Weststaaten bedroht wurde. Die Intellektuellen des Südens beriefen sich auf die Bibel und die Antike, um zu zeigen, daß die Sklaverei eine „natürliche“ Angelegenheit sei. Besonders Fitzhugh hat mit seinem Postulat, daß der Sklave unter den Bedingungen der „paternalistischen“ Plantagenaristokratie des Südens besser lebte als der Lohnarbeiter im Norden, der durch den Industriekapitalismus ausgebeutet wurde, die Aufmerksamkeit gegenwärtiger marxistischer Historiker auf sich gezogen. Die einzigartige Rolle des Intellektuellen in den Südstaaten bestand darin, daß er abzulehnen hatte, was anderswo in Amerika bejaht wurde: Vernunft, Fortschritt, Gleichheit und Gerechtigkeit.¹⁴ Auch nach dem Bürgerkrieg fühlten sich sowohl der Intellektuelle im Norden als auch der Intellektuelle im Süden vom Zentrum der Macht entfremdet. Obwohl die Südstaatler mit der Verteidigung der Sklaverei und der Tugenden der Plantagenaristokratie für eine verlorene Sache gekämpft hatten, begannen auch die Nordstaatler zu fühlen, daß ihre Sache in der Nachkriegsära hoffnungslos war. Mit dem Triumph des Industriekapitalismus im Norden begann der *nouveau riche* Macht und Prestige zu fordern. Im *Gilded Age* der achtziger Jahre, so beobachtete Oliver Wendell Holmes, „the man who commands the attention of his fellows

is the man of wealth. Commerce is the great power. The aspiration of the world are those of commerce.“¹⁵ Der Historiker Vernon L. Parrington bezeichnete das *Gilded Age* als „the great barbecue“, so schmutzig war sein unverfrorener Materialismus. Die amerikanische Republik, lamentierte Parrington, würde ihre Seele verkaufen, um reich zu werden.¹⁶ Der Held Amerikas war nicht der produktive Arbeiter, der gewissenhafte Staatsmann oder der „man of letters“; es war der müßige Reiche, das Subjekt von Thorstein Veblens herrlicher Satire „The Theory of the Leisure Class“ (1899, deutsch: Theorie der feinen Leute, Köln 1976). In einer kommerziellen Gesellschaft, die durch die Macht des Reichtums und das Konsumvergnügen dominiert wurde, gab es keinen zentralen Platz für den Intellektuellen, und niemand fühlte das schmerzhafter als Henry Adams.

Henry Adams, der Enkel von John Quincy Adams, dem sechsten Präsidenten der Vereinigten Staaten, Großvater von John Adams, Amerikas zweitem Präsidenten, und Sohn von Charles Francis Adams, Lincolns Minister in England während des Bürgerkrieges, bleibt Amerikas brillantester Historiker, der zugleich am meisten unter seiner nationalen Geschichte litt. In der frühen amerikanischen Republik, so beobachtete Adams, wurde die politische Führung von jenen übernommen, die in solche Berufen wie Recht, Medizin, Wirtschaft oder Literatur ausgebildet waren. „In politics the system required competent expression; it was the old Ciceronian idea of government by the best that produced the long line of New England statesmen. They chose men to represent them because they wanted to be well represented, and they chose the best they had.“¹⁷ Aber im Amerika nach dem Bürgerkrieg waren die besten und hellsten Köpfe durch das Auftreten von zwei neuen Entwicklungen beiseite gedrängt worden, der Entstehung des Finanzkapitalismus sowie der „Maschinenpolitik“ und des Aufstiegs der Parteibosse. Adams verurteilte die Verfassung, die Handarbeit seiner eigenen Vorfahren, als „trügerisch“ und als eine „Schimäre“, weil sie versagt hatte, das zu tun, was ihre Schöpfer versprochen hatten: kontrollierte Macht. Durch die Trennung und das Auseinanderdriften der Macht hatte die Verfassung die nationale Autorität so fragmentiert, daß sich der Staat dem *Supreme Court* überließ, der im Gegenzug Entscheidungen im Sinne des *Big Business* fällte. Und so nutzte der Kapitalismus Bestechung, Patronage, Lobbyismus und Parteibosse, um seine illegalen Ziele zu erreichen. Wie der deutsche Gelehrte Max Weber, der die Vereinigten Staaten im Jahre 1904 besuchte und die Operationen der amerikanischen Politik beobachtete, aner-

kannte auch Adams, daß die klassische Trennung von politischer und ökonomischer Sphäre nicht länger bestehen konnte. Denn der Parteichef selbst war ein „Kapitalist“, der einfach Stimmen kaufte und verkaufte. Adams konnte mit Weber auch darin übereinstimmen, daß Politik und Ethik unvereinbar waren und daß sich der empfindliche Intellektuelle von der „Politik als Berufung“ fernhalten sollte. Nach Adams würde die Union von korporativem Kapitalismus und politischer Maschinerie die alten republikanischen Ideale seiner Vorfahren für immer zunichte und die „men of letters“ überflüssig machen. Gelegentlich fand Adams Zuflucht vor seiner Verzweiflung in seinen Reisen. 1886 besuchte er Japan und schrieb seine Eindrücke über die Tempel, die stickige Augusthitze, die Zeremonie des Ocha-no-yu und den würdevollen Fünfuhrtee nach Hause, und er beklagte sich fortwährend, daß er es nie lernen würde, mit gekreuzten Beinen auf den Fersen zu sitzen. Aber wieder zurück in Amerika gab es mehr, worüber man klagen konnte. Er war nun überzeugt, daß die Politik, die einmal als ehrenvoller Beruf für den Intellektuellen angesehen worden war, alle Scham verloren hatte. „Politics have ceased to interest me“, schrieb er an Henry Cabot Lodge, „I am satisfied that the machine can't be smashed this time. As I feared, we have ourselves saved it by a foolish attempt to run it, which we shall never succeed in. The caucus and the machine will outlive me... When the day comes on which it will be considered as disgraceful to be seen in a caucus as to be seen in a gambling house or brothel, then my interest will wake up again and legitimate politics will get a new birth.“¹⁸ Diese „neue Geburt“ begann mit dem Aufkommen des Progressivismus um die Jahrhundertwende. Die wachsende Forderung nach einer Reform der amerikanischen politischen und ökonomischen Institutionen brachte den amerikanischen Intellektuellen zurück in das Zentrum des öffentlichen Lebens. Mit dieser Veränderung war auch eine Neuorientierung der Perspektive und der Überzeugungen verbunden. Die Rolle des Intellektuellen war nicht länger die eines Moralisten, sondern die eines Wissenschaftlers. Seine Aufgabe bestand nun nicht einfach darin, den Kapitalismus zu verdammen, sondern ihn zu reorganisieren.

4. Das 20. Jahrhundert: Vom Progressivismus zum Marxismus

Woodrow Wilson war der erste moderne Präsident, den man als genuinen Intellektuellen bezeichnen kann. Wie die Gründerväter John Adams, Thomas Jefferson und James Madison war Wilson ein Mann

des Geistes und des Wortes, bevor er ein Mann des politischen Handelns wurde. Wilson, Professor für Rechtswissenschaft und Politische Ökonomie, Präsident der Princeton University und Autor grundlegender Bücher über Amerikas politische Institutionen, schien das weitverbreitete Vorurteil gegenüber dem Intellektuellen, der zu trocken und abstrakt sei, um in der kalkulierten Welt der Politik erfolgreich zu sein, umzustößen. Er schien die lebende Verkörperung dessen zu sein, was man als die „Wisconsin idea“ bezeichnet hat, eine Denkerschule, die mit Gouverneur Robert LaFollette begann, der glaubte, daß der akademische Gelehrte seine Dienste als spezialisierter „Experte“ auf den Staat ausdehnen könnte. Aber Wilson verstand es nicht, die Imagination von Amerikas intellektueller Gemeinschaft einzufangen. Sein Festhalten an der Laissez-Faire-Wirtschaft erschien reaktionär und seine Rhetorik zu religiös und moralistisch. Weit größere Ausstrahlung übte Theodor Roosevelt aus, der berühmte „trust-buster“, der die Macht der Regierung zur Disziplinierung des Big Business nutzte, der „Rough Rider“, der die Betrügereien der politischen Korruption ebenso haßte wie er die materiellen Annehmlichkeiten des bürgerlichen Kapitalismus verachtete.

Viele der jungen Collegeabsolventen Amerikas waren begeistert von Roosevelts „Neuem Nationalismus“, einem starken politischen Staat, der den Industriekapitalismus wieder dazu bringen würde, dem Allgemeinwohl zu dienen. Die amerikanische Republik mittels politischer Mittel zu erneuern erforderte auch, daß die Bürger an den öffentlichen Angelegenheiten teilnehmen, selbst wenn dies bedeutete, daß sie in die politische Maschinerie eingebunden werden und mit den Parteibossen zusammenarbeiten mußten. Anders als Henry Adams und Max Weber sah Roosevelt die moderne Politik strukturell nicht als ein Schicksal, das die Erfüllung der politischen Ideale durchkreuzte. Im Gegenteil, Roosevelt wandte sich an die jungen Amerikaner, sich auf die harte und schwierige Lokalpolitik einzulassen, auf die Schattenwelt der Salonbesitzer, Stadträte, Handlanger, Fixer und anderer Kuppler. „Our more intellectual men“, beklagte sich Roosevelt, „often shrink from the raw coarseness and the eager struggle of political life as if they were women“, das hieß, Kultiviertheit und Feingefühl standen auf gleicher Stufe mit Tugend und Pflicht. Was immer das Allgemeinwohl bedrohte – politische Korruption, mangelnder Patriotismus, Klassenkonflikte, Rassenhaß, korporative Macht oder habsüchtiger Individualismus –, bedrohte auch die Zukunft der Republik. Und Roosevelt war überzeugt, daß der junge Intellektuelle seine Männ-

lichkeit und „Virilität“ im Kampf gegen diese Kräfte unter Beweis stellen konnte.¹⁹

Viele der Intellektuellen, die 1914 die Herausgabe der „New Republic“ begannen, waren durch Roosevelts Botschaft inspiriert. Einige von ihnen hatten einflußreiche Bücher geschrieben: Herbert Croly, der liberale Herausgeber des Magazins, hatte „The Promise of American Life“ veröffentlicht, Walter Weyl brachte „The New Democracy“ heraus, und Walter Lippmann hatte zwei Texte für das amerikanische Volk verfaßt: „A Preface to Politics“ und „Drift and Mastery“. Alle stellten sich Wilson und seinem Bekenntnis zum Jeffersonschen Individualismus entgegen, eine Haltung, die den Intellektuellen der „neuen Freiheit“, der sich die Unternehmer und Kapitalisten erfreuten, untergeordnet hätten. Statt dessen wollten sie die amerikanische Politik vom Erbe Jeffersons befreien, das die politische Kultur der amerikanischen Geschichte bis dahin geprägt hatte. Über die Überwindung der Schwächen des Individualismus hinaus strebten sie nach der Umformung des mechanistischen Politiksystems, das die Autoren der *Federalist Papers* hinterlassen hatten, das Erbe des liberalen Pluralismus, das die Regierung als eine fast selbstregulierende „Routine“ ansah, die keiner Führung von Seiten der intellektuellen Klasse bedurfte. Sie glaubten, daß sie, ausgehend von der durch William James und John Dewey entwickelten Philosophie des Pragmatismus, eine empirischere Art von Politik etablieren könnten, so daß die Regierung ein Instrument sozialer Kontrolle und durch den Kanon der Wissenschaften angeleitet würde. Besonders Croly und Lippmann waren Elitisten und bezogen sich manchmal auf die Idee des Philosophen George Santayana von einer „sozialistischen Aristokratie“. Weil sie die Führung der Massen durch einige wenige Aufgeklärte bevorzugten, haben einige Historiker geschlußfolgert, daß der nationalistische Elitismus der Intellektuellen der „New Republic“ Keime des „Faschismus“ trug.²⁰ Es ist wahr, daß die Autoren der „New Republic“ einen stark zentralisierten Staat bevorzugten und an die wiederbelebende Macht des Nationalismus und der Rolle des Besten und Klügsten glaubten. Aber sie waren auch für die Arbeiterschaft und glaubten noch an die Werte von Vernunft und Wissenschaft. Sie sahen sich in der Tat gleichsam als ein intellektueller Samurai, eine hochgebildete Klasse, die die Macht des Geistes nutzt, um für soziale Gerechtigkeit zu kämpfen. In der Schlußpassage von „The Promise of American Life“ rief Croly den einfachen Bürger auf, „the ability of exceptional fellow-countrymen“, die „offer him acceptable examples

of heroism and saintliness“, zu imitieren und damit „Erhabenheit“ und „Tugend“ zu fördern. Der Held und Heilige Croly hatte dabei Abraham Lincoln vor Augen. Beindruckt von Lincolns Bereitschaft, Amerika wegen seines politischen und moralischen Versagens, insbesondere hinsichtlich der Sklaverei, zu kritisieren, pries Croly „the sincerity and depth of his moral insight“, die es dem politischen Führer ermöglichte, an die Geschichte mit Takt und Mitgefühl heranzutreten. „The quality of being magnanimous is both the consummate virtue and the one which is least natural.“²¹ Aber Crolys – sich an Lincoln anlehendes – christliches Konzept von Politik ist bald durch den Nationalismus, der es hervorgebracht hatte, unterminiert worden. Croly glaubte, daß der Patriotismus und der Gemeinschaftsgeist, die vermutlich im alten Griechenland und im Italien der Renaissance herrschten, die historische Analogie für den amerikanischen Nationalismus sein könnten. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, nutzte er daher die „New Republic“, um für die Intervention einzutreten; und als Wilson vor den Kongreß trat, um die Kriegserklärung 1917 zu fordern, waren er und andere Herausgeber begeistert. Jetzt wurde die Zukunft der amerikanischen Republik mit der intellektuellen Verantwortung der „New Republic“ identifiziert, und die Zeitschrift identifizierte dafür das Schicksal des Progressivismus mit der Zukunft des Nationalismus. Mit dem Versailler Vertrag brach diese Gleichung jedoch zusammen, als der Nationalismus – wie Randolph Bourne und Thorstein Veblen gewarnt hatten – eher als reaktionär denn als fortschrittlich angesehen wurde. Die „New Republic“ wurde bitter enttäuscht von Wilson und dem Ergebnis all der Anstrengungen, die Welt durch die Kontrolle der in der Geschichte wirkenden Kräfte zu retten. Mit dem Aufkommen der rechten Diktaturen in Italien, Ungarn, Polen und anderswo in den zwanziger Jahren schien es, daß der Liberalismus in der Welt – ironischerweise – den Boden für den herannahenden Faschismus bereitet hatte.

Während der Erste Weltkrieg die Idee des Liberalismus unterminierte, unterhöhle die Russische Revolution die Idee des Sozialismus, indem sie diese von einem demokratischen Traum in ein Parteimonstrum transformierte, das später ein totalitärer Alptraum werden sollte. Max Eastman, Floyd Dell und John Reed, Herausgeber von „The Masses“, haben 1917 Lenins Sieg gefeiert. Mit Reeds Tod im Jahre 1921 und dem Vorabend der Machtergreifung Stalins 1924 haben sich die verbliebenen Mitglieder der – wie ich sie nenne – „Lyrischen Linken“ von Greenwich Village entweder vom Bolschewismus

losgesagt oder all ihr Interesse an Politik und Revolution verloren.²² Daher verdienen die zwanziger Jahre das Etikett der „verlorenen Generation“. Die Haltung dieser Generation von Intellektuellen war nicht nur antipolitisch, sondern auch antisozial und antiwissenschaftlich. Ernest Hemingways „A Farewell To Arms“ widerspiegelte diese Desillusionierung über alle politischen Angelegenheiten; Sinclair Lewis’ „Main Street“ vermittelte die Verachtung des Autors für die Mittelklassengesellschaft; Joseph Wood Krutchs „The Modern Temper“ verwies auf die unerfüllten Versprechungen der wissenschaftlichen Technik; F. Scott Fitzgeralds „The Great Gatsby“ stellte die Fallstricke und Täuschungen des „amerikanischen Traumes“ von Reichtum und Macht bloß. In der Tat betrachtete man die eigentliche *Idee* Amerika als eine hoffnungslose Sache, und in Harold Sterns Anthologie „American As A Civilization“ drängten einige Autoren den amerikanischen Schriftsteller, Künstler und Musiker, die Vereinigten Staaten zu verlassen, um ein besseres und stimulierendes kulturelles Umfeld in Europa zu finden. Malcolm Cowleys „Exile’s Return“, eine Offenbarung des Literaten, der nach Frankreich und Italien auswanderte, machte deutlich, daß der Intellektuelle in Amerika keine konstruktive Rolle übernehmen konnte.

Aber die historische Bedeutung der „verlorenen Generation“ ist angefüllt mit Ironie. In den frühen zwanziger Jahren hatten sich die meisten Schriftsteller selbst davon überzeugt, daß Literatur und Kultur in Amerika nicht gedeihen konnten. Aber am Ende des Jahrzehnts hatte Amerika eine der größten literarischen Blütezeiten seiner Geschichte erlebt, eine echte Wiedergeburt, die Hemingway, Lewis, William Faulkner, Eugene O’Neill und T. S. Eliot den Nobelpreis einbrachte und den Modernismus in der Poesie von Ezra Pound, E. E. Cummings und Hart Crane kreierte. Für die „verlorene Generation“ sollte sich die Rolle des Intellektuellen weg von der Politik und Gesellschaft bewegen und nach innen kehren, um die ästhetischen Werte der literarischen Technik zu entwickeln. Der Einfluß der Ideen Freuds in den zwanziger Jahren schien auch die Beschäftigung des Schriftstellers mit sich selbst zu sanktionieren. Die modernistische Ästhetik auf Seiten der Intellektuellen der Mittelklasse ermutigte diese zu dem Glauben, daß eine Art von Erlösung durch die perfekte Anordnung der Wörter erreicht werden könnte.²³ Aber der ästhetische Geist der „verlorenen Generation“ brach mit dem Wall Street-Desaster und dem Aufkommen der Weltwirtschaftskrise am Ende der Dekade zusammen. Der Intellektuelle war nun dazu aufgerufen, wieder in die Welt

einzutreten und sich selbst dem politischen Kampf zu widmen. In den frühen dreißiger Jahren fühlten sich viele der führenden amerikanischen Intellektuellen zum Kommunismus hingezogen. Schriftsteller wie John Dos Passos, Granville Hicks und Edmund Wilson unterstützten 1932 die Kommunistische Partei, obwohl nur wenige Intellektuelle in die Parteimitglieder eintraten. Während der dreißiger Jahre bildete sich auch eine neue Gruppe radikaler Intellektueller heraus, die aus dem Milieu der jüdischen und osteuropäischen Immigranten stammte. Die neuen Zeitschriften „Partisan Review“ und „Modern Monthly“ artikulierten, anders als die eher einheimischen und protestantisch-liberalen „New Republic“ und „Nation“, eine marxistische Perspektive auf die Literatur und Politik und unterstützten Leo Trotzki als den wahren Erben der Oktoberrevolution. Eine Ironie der „roten Dekade“ bestand so darin, daß die liberalen Zeitschriften eine pro-sowjetische und prostalinistische, die genuin radikal-marxistischen Journale dagegen eine streng antistalinistische Haltung einnahmen. Aber die antistalinistische Linke machte nur eine kleine Minderheit aus, die als fast fanatisch angesehen wurde, weil sie noch Trotzki's Traum von der bevorstehenden Weltrevolution teilte. Weit zahlreicher waren die prokommunistischen Liberalen und die Kommunistische Partei, die etwa 100.000 Mitglieder umfaßte und in den Gewerkschaften einflußreich wurde. Abgesehen von den kommunistischen Arbeitern, von denen viele im Ausland geboren waren oder von einheimischen ethnischen Minderheiten abstammten, waren die Liberalen zum größten Teil entweder Mitläufer, die glaubten, daß der Kommunismus eine gute Sache für Rußland, aber nicht für Amerika sei, oder prussische Sympathisanten, die die kommunistische Doktrin für falsch hielten, aber noch sehr beeindruckt von der ökonomischen Leistung der Stalinischen Fünfjahrpläne waren.²⁴

Der Kommunismus wirkte auf den amerikanischen Intellektuellen aus einer Reihe von Gründen. Einer bestand darin, daß er – seitdem seit den zwanziger Jahren viele Intellektuelle verächtlich auf Amerikas Zwei-Parteien-System schauten und sich so während der Großen Depression der kommunistischen Bewegung anschlossen – eine große emotionelle Befriedigung darüber, sich zu einer Sache bekennen zu können, und vielleicht sogar die Illusion bescherte, daß die Entfremdung des Intellektuellen von der Arbeiterklasse schließlich überwunden werden könnte. Indem sich der Intellektuelle mit Sowjetrußland identifizierte, konnte er für ein Land eintreten, das nicht nur der ökonomischen Krise, die den Rest der Welt plagte, zu widerstehen

schien, sondern das sich als das letzte Bollwerk gegen Hitler und die Bedrohung einer Aggression der Nazis stellte. Darüber hinaus begannen viele Intellektuelle, Bücher mit dem Ziel zu schreiben, den Marxismus mit den politischen und kulturellen Traditionen Amerikas zu vereinbaren. In der Geschichtsschreibung erschien die amerikanische Geschichte als ein industrielles Schlachtfeld, auf dem es von Klassenkonflikten wimmelte. Linke Zeitschriften waren voll mit Beiträgen über Hegel und die Dialektik. Der junge Philosoph Sidney Hook schrieb „Toward An Understanding of Karl Marx“, um den Amerikanern zu erklären, warum der Marxismus und der Pragmatismus John Deweys ihre epistemologischen Wurzeln in demselben Prinzip der „Praxis“ hatten, dem Überprüfen aller Ideen an der praktischen Erfahrung. Die Rolle des Intellektuellen sollte darin bestehen, sowohl als Vorhut der Arbeiter zu dienen als auch Amerika immer näher an die große Bewegung der Revolution heranzuführen.

Die Frage, ob nun Amerika in den dreißiger Jahren „eine Krise des Kapitalismus“ durchlief oder nicht, kann an dieser Stelle nicht beantwortet werden; es fanden aber bestimmte Entwicklungen statt, die viele Intellektuelle zu der Ansicht führten, daß sich der Kommunismus selbst sowohl in der Theorie als auch in der Praxis in einem Krisenstadium befand. Die Parteisäuberungen und die Moskauer Schauprozesse von 1935-37 ließen bei vielen amerikanischen Beobachtern die Frage aufkommen, warum Stalin nicht nur potentielle Feinde, sondern loyale Bolschewiken und selbst solche wichtigen Personen wie Wissenschaftler, Generäle und Intellektuelle zum Tode verurteilte. Der spanische Bürgerkrieg bot weitere Gründe für die Desillusionierung, als Stalin die Liquidierung der anarcho-syndikalistischen Führer in Andalusien und Katalonien befahl. Dann kam der Russisch-Deutsche Nichtangriffspakt von 1939, das Ende des kühnen Traums von der Volksfront, die angeblich alle antifaschistischen Intellektuellen vereinigen sollte. Für tausende amerikanische Schriftsteller war die Agonie des Selbstzweifels vorüber, als sie nun Sowjetrußland verurteilten und begannen, wieder ihre eigenen politischen Überzeugungen zu überprüfen.

Es wäre falsch, den Eindruck zu erwecken, daß alle amerikanischen Intellektuellen in den dreißiger Jahren radikalisiert wurden und sich zum Kommunismus oder Trotzismus bekannten. Eine ansehnliche Zahl akademischer Intellektueller verließ ihre Stellen als Professoren, um unter Präsident Franklin D. Roosevelt für den „New Deal“ zu arbeiten. Rechtswissenschaftler wie Rexford G. Tugwell und A. A. Berle gehörten zu Roosevelts „Brain Trust“, einem inoffiziellen Kabi-

nett von Ökonomen, Anwälten, Professoren und Sozialarbeitern, die ihre Expertisen als Mittel im Kampf gegen die Depression genutzt sehen wollten. Während der Zeit des „New Deal“ institutionalisierten sich die amerikanischen Intellektuellen politisch in einer Anzahl von Regierungsbehörden und in der Beamtenschaft als Antwort auf die Bedürfnisse nach öffentlicher Arbeit, sozialer Sicherheit, Energie und Energiegewinnung, Haushaltsanalyse und ökonomischer Planung. In der Tat erwies sich die Regierungsarbeit als ein Glücksfall für die Hochschulabsolventen, die einen Job suchten. Eine Universitätszeitung beschrieb die Notlage der „ausgesperrten Generation“:

I sing in praise of college
Of M.A.'s and Ph.D.'s
But in pursuit of knowledge
We are starving by degrees.²⁵

Während der Jahre des Zweiten Weltkrieges setzten die amerikanischen Intellektuellen ihre Arbeit in den Regierungsbehörden fort oder traten dem *Office of Strategic Service* als Übersetzer, ideologische Ratgeber oder Spezialisten für die Gegenspionage bei. Dies taten auch zahlreiche aus Europa geflüchtete Intellektuelle, deren eigener Beitrag für die Kriegsführung und die amerikanische Kultur überaus hoch war. Es waren die wissenschaftlichen Intellektuellen, Physiker wie der Däne Niels Bohr, der Deutsche Albert Stein und der Italiener Enrico Fermi, die wesentlich zur Entwicklung der Atombombe beitrugen. Aber die enge Beziehung zwischen Regierung und intellektueller Gemeinschaft brach nach dem Weltkrieg zusammen. Karl Marx hatte einmal gesagt, daß, wer immer über die Produktionsmittel verfügte, auch die Macht kontrollierte. Der wissenschaftliche Intellektuelle kontrollierte nun die Mittel der Zerstörung. Mit dem Kalten Krieg ab den späten vierziger Jahren wurde das amerikanische Volk nervös und mißtrauisch. Konnte dem Intellektuellen vertraut werden?

5. Der Kalte Krieg, McCarthyismus und das Schicksal des Intellektuellen

Eines der Resultate des Kalten Krieges und der antikommunistischen Hysterie der Nachkriegsära bestand darin, den Intellektuellen als jemanden anzusehen, der verdächtig war als loyaler Bürger sowie naiv und unbrauchbar als potentieller Staatsmann. In den fünfziger Jahren schienen die zwei Niederlagen des demokratischen Kandidaten Adlai Stevenson gegen den Republikaner Dwight D. Eisenhower eine Wie-

derholung der Niederlage John Quincy Adams' gegen Andrew Jackson 1828 zu sein – noch einmal wählte das amerikanische Volk einen militärischen Kämpfer statt eines brillanten, geistreichen Intellektuellen. Vor diesem Hintergrund und der Attacke des Senators Joseph McCarthy gegen die Liberalen der *Ivy League* als sogenannte subversive Elemente schrieb Richard Hofstadter „Anti-Intellectualism in American Life“. Die „verlorene Generation“ der zwanziger Jahre lehnte Amerika ab und ging nach Europa, aber auch die Nachkriegsgeneration fühlte sich durch Amerika abgelehnt, hatte aber keinen Platz, irgendwo hinzugehen. Das letztere Phänomen wurde durch Amerikas führende Wochenzeitung, die „Time“, kommentiert. Eisenhowers Sieg, so schrieb die „Time“, „discloses an alarming act long suspected: there is a wide and unhealthy gap between the American intellectuals and the people.“²⁶ Dieser „Graben“ entstand am Beginn des Kalten Krieges 1945, als bis dahin gehütete Geheimnisse über die Konferenz von Jalta veröffentlicht wurden und Intellektuelle gezwungen waren, Partei zu ergreifen. Konservative Republikaner und ex-kommunistische Intellektuelle beschwerten sich, daß Roosevelt die osteuropäischen Staaten in Jalta „verkauft“ hätte. Liberale Demokraten antworteten, daß Roosevelt nicht ein einziges Gebiet preisgegeben hätte, das nicht schon längst von der Roten Armee okkupiert worden war. Aber prosowjetische Demokraten wie der Handelsminister Henry Wallace gingen viel weiter und argumentierten, daß die russische Kontrolle über Osteuropa aus Sicherheitsgründen notwendig sei und daß die amerikanische und englische Politik der Stärke Stalin nur zu einer solchen Haltung provozieren würde.

Die Debatte im Kalten Krieg polarisierte die intellektuelle Gemeinschaft. Die rechtsgerichteten Intellektuellen erklärten, daß die Sowjets darauf abzielten, die Welt zu erobern – so die These des Buches „The Struggle for the World“ des einstigen Trotzkiisten James Burnham. Der linke Flügel war genauso sicher, daß sich die Sowjets dem Frieden und der Sicherheit verschrieben hätten – eine Position jener Amerikaner, die Wallace und der Progressive Party-Bewegung 1947/48 beigetreten waren. Wie die Debatte über George Kennans Theorie des Containment und Walter Lippmanns Kritik an ihr zeigte, waren selbst die liberalen Intellektuellen in gewissen Maße untereinander zerstritten.²⁷ Die Jahre des Kalten Krieges stellten für den amerikanischen Intellektuellen eine Periode der Anklage, Schuld und Selbstbeschuldigung dar. Teilweise waren diese Gefühle auf die Tatsache zurückzuführen, daß viele Intellektuelle in ihren jungen Jahren als Stu-

dent mit verschiedenen Formen des Radikalismus geliebäugelt hatten und einige ihre Illusionen über die Sowjetunion bis zu dem Zeitpunkt, als die Wahrheit ans Licht kam – 1939 mit dem Nichtangriffspakt, 1945 mit Jalta, 1948 mit der „Vergewaltigung“ der Tschechoslowakei –, bewahrten. Aber der amerikanische Intellektuelle sah sich zwei besonderen Anschuldigungen ausgesetzt, die es zu berücksichtigen gilt. Während der McCarthy-Ära wurde der Intellektuelle entweder als getarnter Kommunist betrachtet, der heimlich die Sowjetunion unterstützte, vielleicht sogar als Spion, oder als ein liberaler „Tölpel“, dessen Unwissenheit in bezug auf die Realitäten des Stalinismus seine Leser und Studenten fälschlicherweise dazu führte, eine gemäßigte Sicht auf die russischen Entwicklungen während und nach dem Krieg zu akzeptieren.

In den fünfziger Jahren hatte sich der amerikanische Intellektuelle als Schriftsteller, Lehrer und öffentliche Figur gegen diese Vorwürfe selbst zu verteidigen, und es ist geschätzt worden, daß einige Tausend ihren Arbeitsplatz verloren haben, weil sie es ablehnten, mit verschiedenen „Komitees zur Untersuchung unamerikanischen Verhaltens“ zusammenzuarbeiten.²⁸ Der zweite Vorwurf erfolgte ein Jahrzehnt später mit dem Vietnamkrieg. Die *New Left*-Generation der sechziger Jahre warf der *Old Left* der dreißiger Jahre vor, den Kalten Krieg unvermeidlich gemacht zu haben, indem sie in den vierziger und fünfziger Jahren versucht hätte, „to outdo the Right in its anti-communist zeal“, und weil sie selbst mit der CIA in ihren konterrevolutionären Anstrengungen zusammengearbeitet hatte.²⁹ Während, ironischerweise, die *Old Left* dem amerikanischen Intellektuellen eine zu weiche Haltung gegenüber dem Kommunismus vorwarf, hielt ihm die *New Left* eine zu harte und so feindliche Position vor, daß das amerikanische Volk auf eine positive Reaktion gegenüber McCarthy und seiner Hexenjagd eingestimmt war. Beiden Vorwürfen mangelt es an der Genauigkeit der historischen Abfolge.

Die Intellektuellen, die sich dem Kommunismus widersetzen, hatten schon lange vor der McCarthy-Ära diese Position eingenommen. Viele sind während ihrer Studienzeit in den frühen dreißiger Jahren radikalisiert, aber bis zum Ende des Jahrzehnts von der Sowjetunion entzaubert worden. So versuchte während des Zweiten Weltkrieges, als dem amerikanischen Volk im Magazin „Life“ und in solchen Filmen wie „Mission to Moscow“ noch Wunder über die Sowjetunion und die heroische Führung Stalins erzählt wurden, eine wachsende antikommunistische Linke, die sich aus verschiedenen ex-kommuni-

stischen oder unbeeinträchtigen demokratischen Sozialisten zusammensetzte, vergeblich, in ihren kleinen und obskuren Publikationen die Amerikaner vor dem sowjetischen Totalitarismus zu warnen. Sie waren im Unterschied zu Roosevelt, Truman und dem amerikanischen Volk kaum von der Haltung der Sowjetunion nach dem Krieg überrascht.

Seit der Aufklärung im 18. Jh. hatten sich viele westliche Intellektuelle nicht als Anwälte eines engen Patriotismus und eines nationalistischen Chauvinismus gesehen, sondern als „Weltbürger“. Ende des 19. und Anfang des 20. Jhs. bekräftigte der Marxismus die Überzeugung, daß der Intellektuelle, der „Ingenieur der Seele“, internationalistisch orientiert sei und sich den universalen Werten der Wahrheit, Freiheit und Gerechtigkeit widmen würde. Diese große Hoffnung, die immer mehr ein Traum als Realität war, brach wie ein Kartenhaus auf einem Treffen zusammen, das im April 1949 im New Yorker Waldorf Astoria Hotel stattfand, nämlich der „Conference of Scientific and Cultural Workers for World Peace“.

Einige der weltberühmtesten Intellektuellen nahmen an der Konferenz teil. Die amerikanischen Teilnehmer, angeführt durch den Philosophen Hook, den anarchistischen Kopf Dwight MacDonald und den alten Radikalen von Greenwich Village Max Eastman, forderten, daß sich die Konferenz dem Gegenstand der kulturellen Freiheit widmen sollte, besonders dem Schicksal des russischen Schriftstellers Boris Pasternak, dessen Werke durch Stalin verboten worden waren. Zum Erschrecken des amerikanischen Komponisten Aaron Copland antwortete der russische Komponist Dimitri Schostakowitsch mit einer Verteidigung der sowjetischen Attacken auf Igor Strawinski und andere Musiker, die mit neuen symphonischen Kompositionen experimentierten, deren abstrakte Noten für „die breiten Massen“ unverständlich seien. Amerikanische Wissenschaftler wie H. J. Muller, Nobelpreisträger in Genetik und früher ein Freund russischer Genetiker, griff die Dominanz der Lehre Trofim Lyssenkos in der Sowjetunion an, eines Agronomen, der darauf bestand, daß die Evolution durch innere genetische Mechanismen voranschritt, eine These, die den neuesten Erkenntnissen der Molekularbiologie widersprach. Henry Wallace äußerte, zu seiner Ehre, einige Skepsis gegenüber der Lehre Lyssenkos auf der Konferenz, und Hook erklärte, daß die Gesetze der Wissenschaft universal wären und keine nationalen Grenzen oder politischen Erfordernisse kennen würden. Aber den amerikanischen Intellektuellen wurde es nicht gestattet, ihre eigenen Vorträge auf der Konferenz zu halten. Als deutlich wurde, daß der Intellektuelle dem Weltfrieden

zuliebe unterdrückt wurde, beschwerten sich die meisten amerikanischen Teilnehmer über die Dominanz der Kommunisten auf dem Treffen, und eine kleine Gruppe verließ die Tagung und hielt ihre eigene Gegenkonferenz im Haus MacDonalds ab. Aus dieser Minitagung heraus entstand das *American Committee on Cultural Freedom* (ACCF), ein Gegenstück zum Kongreß für kulturelle Freiheit, der in Berlin durch solche Schriftsteller wie Arthur Koestler gegründet wurde, dem Autor von „Darkness of Moon“, einem eindringlichen psychologischen Roman über die Moskauer Prozesse, und Mitautor von „The God That Failed“, einer Aufsatzsammlung von amerikanischen und europäischen Ex-Kommunisten, unter denen sich der schwarze Schriftsteller Richard Wright befand.³⁰ In der Zwischenzeit hatte sich eine andere Gruppe von Intellektuellen organisiert, die *Americans for Democratic Action* (ADA), die aus früheren New Deal-Liberalen, Arbeiterführern, Rechtswissenschaftlern und akademischen Spezialisten bestand. Die ADA konnte mit den Progressiven Wallaces über die Notwendigkeit, den Wohlfahrtsstaat zu erweitern, eine Vollbeschäftigungsgesellschaft zu entwickeln und die Bürgerrechte auf Schwarze und andere Minderheiten auszudehnen, übereinstimmen. Worin sie sich aber deutlich von den Progressiven absetzte, war die Haltung zur Sowjetunion. Die Progressiven behaupteten, daß sich die Sowjetunion auf dem richtigen Weg zum Fortschritt, zu Frieden und Prosperität befunden hätte, bis Amerikas „aggressive“ Außenpolitik Stalin dazu zwang, militant zu antworten und die Freiheit zum Schweigen zu bringen. Intellektuelle der ADA wie Reinhold Niebuhr und Arthur Schlesinger Jr. widersprachen dieser Behauptung in „The Irony of American History“ und „The Vital Center“. Sie argumentierten, daß Stalins totalitäres System aus den utopischen Illusionen von Marx und den organisatorischen Taktiken Lenins entstanden war, die beide die liberalen politischen Institutionen des russischen Volkes ablehnten, durch die der Autorität widerstanden und Macht kontrolliert werden kann.

Die meisten Intellektuellen des ACCF und der ADA waren Anti-Stalinisten, die das Bedürfnis hatten, Amerika bei seiner Konfrontation mit der Sowjetunion zu verteidigen. Wenige aber glaubten, daß die Politik des Containment auf Asien ausgedehnt werden sollte, und einige hatten Vorbehalte, ob die amerikanische Intervention im Koreakrieg richtig war. Was die antikommunistische Linke allerdings beiseite drängte, war der McCarthyismus, ein Gegenstand, der in den Mittelpunkt erbitterter Debatten zwischen den Intellektuellen aller Überzeugungen rückte.

Die McCarthy-Hysterie zwang die Mitglieder des ACCF und der ADA, in solchen Kontroversen wie über den Loyalitätseid, das Recht der Kommunisten, zu lehren, die Richtigkeit des 5. Amendment und die Prozesse gegen Intellektuelle wie Robert Oppenheimer und Owen Lattimore Partei zu ergreifen. Die Frage der öffentlichen Stellungnahme zu McCarthy erwies sich als noch polarisierender. Die Mehrheit der Mitglieder beider Organisationen glaubte, daß es notwendig war, McCarthy als Bedrohung nicht nur der bürgerlichen Freiheit, sondern der Grundlagen des Antikommunismus selbst zu verurteilen. Die Schwierigkeit mit dem McCarthyismus bestand darin, so beobachtete der Herausgeber der „Partisan Review“, Philip Rahv, daß er die Menschen fälschlicherweise zu der Annahme führte, daß der Kommunismus vor allem eher eine Bedrohung in Amerika als für Amerika darstellte. Andere Mitglieder, besonders die Ex-Trotzkisten Burnham und Eastman, sahen wenigstens zum Teil eine innere Bedrohung, und während sie McCarthy selbst widerwärtig fanden, glaubten sie doch, daß der antikommunistische Druck gegen mögliche Staatsfeinde in der Regierung und anderen Institutionen aufrecht erhalten bleiben sollte. Noch andere, wie Irving Kristol, verneinten, daß McCarthy Bürgerrechte gefährdete, und Hook rechtfertigte das „Smith Act“ (das Mitglieder der Kommunistischen Partei aufforderte, sich als Agenten einer ausländischen Regierung registrieren zu lassen) und das Recht der Universitäten, kommunistische Lehrer zu entlassen. Bald begann eine große Debatte darüber, wer eine größere Gefahr für die amerikanische Freiheit darstellte, der Kommunismus oder der McCarthyismus. Die Literaturwissenschaftlerin Diane Trilling und der Soziologe David Riesman kamen zu dem Schluß, daß beide die Freiheit gefährdeten. Bis 1955 erlebte das ACCF Austritte sowohl von den Linken als auch den Rechten. Der Historiker Schlesinger trat nach dem Protest zurück, daß das ACCF in seiner Besessenheit mit dem Antikommunismus – lange nachdem die Bedrohung der inneren Verschwörung vorbei war – die kulturelle Freiheit aus den Augen verloren hätte. Burnham und Eastman legten ihre Mitgliedschaft aus entgegengesetzten Gründen nieder, worauf sie sich mit dem jungen Yale-Absolventen, William Buckley Jr., verbanden, um die neue konservative Wochenzeitung „National Review“ herauszubringen.

6. Amerika in den achtziger Jahren: die „New Yorker Intellektuellen“ und die Neokonservativen

Zwei neuere Entwicklungen in der amerikanischen Geschichte haben zu einigen Veränderungen in der Rolle der Intellektuellen geführt: der Niedergang dessen, was man die „New Yorker Intellektuellen“ nannte, und der Aufstieg der Neokonservativen, die die Reagan-Administration unterstützten. Diese beiden Phänomene waren eng miteinander verbunden, denn der Zusammenbruch der Solidarität, die für die New Yorker einst charakteristisch war, ist auf eine Radikalisierung der Generation der sechziger Jahre zurückzuführen, eine Episode, die viele ältere Linksintellektuelle dazu führte, nach Rechts zu driften und sich selbst mit den Neokonservativen zu identifizieren. Vielleicht hat sich nie zuvor in der amerikanischen Geschichte ein konservativer Präsident soviel Unterstützung bei der intellektuellen Gemeinschaft erfreut wie Reagan. Wie konnte dies passieren?

Der plötzliche Aufstieg der *New Left* und der Gegenkultur der sechziger Jahre hatte jeden überrascht. Im Jahrzehnt davor hatten Soziologen vorausgesagt, daß die zukünftige Studentengeneration konservativ, apathisch und selbstzufrieden sein würde. Aber in den frühen sechziger Jahren schlossen sich einige weiße Studenten des Nordens, verstört durch die Entdeckung von Rassismus und Armut in Amerika, den schwarzen Führern der Bürgerrechtsmärsche und den Sitzstreiks an, um gegen die Diskriminierung am Arbeitsplatz zu demonstrieren. Viele weiße Aktivisten fühlten sich durch die Wahl des jungen John F. Kennedy inspiriert, und seine Vision einer „New Frontier“ schien sich nach seinem Tod in der Idee der „Great Society“ von Präsident Lyndon B. Johnson fortzusetzen, einem gewaltigen Programm sozialer Reformen, das darauf abzielte, die Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten der amerikanischen Gesellschaft zu überwinden. Aber die wachsende Opposition gegen den Vietnamkrieg entfremdete die amerikanische Jugend von der Regierung, und im Laufe der sechziger Jahre wurden die jungen Amerikaner militanter und wandten sich dem Marxismus und dem Traum von der Revolution zu. Zur gleichen Zeit richtete sich die Gegenkultur auf Drogen und den Traum von freier Sexualität. Hippies und Neue Linke stürmten die Universitäten im ganzen Land, besetzten die Rektorenbüros, unterbrachen die Lehrveranstaltungen und provozierten Auseinandersetzungen mit der Polizei. Der Intellektuelle, insbesondere der akademische Intellektuelle mit seiner Vorliebe für ruhiges Arbeiten und Nachdenken, wurde

zum Feind des jungen Radikalen mit seiner Neigung für direkte Aktion. Und die amerikanische Universität, die früher als eine Quelle des Liberalismus und auch als eine Zitadelle der Bildung geschätzt wurde, wurde von studentischen Aktivisten nun als reaktionäre Behörde der herrschenden Klasse angesehen.

Während der sechziger Jahre bildeten die „New Yorker Intellektuellen“ die einflußreichste Gemeinschaft der Kulturkritiker – Schriftsteller, Poeten, Essayisten, Philosophen und Künstler, die durch das Erscheinen der „Partisan Review“ prominent wurden. Autoren wie Edmund Wilson, Philip Rahv, Diane Trilling, Mary McCarthy, Irving Howe, Dwight MacDonald, William Barrett, Sidney Hook, Hannah Arendt und Alfred Kazin verfügten über Autorität, wenn sie über Literatur, Dramatik, Philosophie, Geschichte, Kunst, Musik und den Film schrieben. Obwohl sie die Bürgerrechtsbewegung, die Kampagne gegen Armut und die Opposition gegen den Vietnamkrieg unterstützten, verbitterten die eindringlichen Forderungen der *New Left* nach einer Transformation der amerikanischen Gesellschaft von unten, ihr Gebrauch revolutionärer marxistischer Platitüden und ihre Verachtung gegenüber der *Old Left* viele der älteren New Yorker Intellektuellen. Einige wenige jüdische Intellektuelle wie Nathan Glazer und Norman Podhoretz, die früher den schwarzen Protest gegen den Rassismus unterstützt hatten, wurden nun zu Kritikern von Programmen wie der „affirmative action“ und der offenen Zulassung für Minderheiten an Colleges und Universitäten. Irving Kristol, ein anderes Mitglied der „Alten Linken“, der eingewandert war und am City College of New York arbeitete, begann, die höhere Kultur zu schätzen, die die Radikalen der sechziger Jahre angegriffen hatten. Dies trifft auch auf den Kunstkritiker Hilton Kramer zu. Beide begannen, das Magazin „The New Criticon“ herauszugeben, um eine Gegenstimme zu dem modischen Radikalismus und Marxismus zu etablieren, die an verschiedenen Universitäten, deren jüngere Fakultätsmitglieder aus der Generation der sechziger Jahre stammten, über Einfluß verfügten. Podhoretz hat „Commentary“ zu einer konservativen Zeitschrift gemacht, und Joseph Epstein tat dasselbe mit dem einst beherrschenden „The American Scholar“. Selbst die „Partisan Review“, früher die Plattform des Trotzismus und des Appells zu einem permanenten revolutionären Kampf, äußerte sich skeptisch gegenüber allen linken Bewegungen, besonders gegenüber den Sandinisten in Nicaragua. Während so die älteren New Yorker Intellektuellen als eine kulturelle Elite untergegangen waren und der Marxismus viel von seinem Einfluß verloren

hatte, abgesehen von einigen Disziplinen wie der Literaturtheorie und der Amerikanischen Geschichte, setzte sich der Neokonservatismus als eine intellektuelle Kraft in der Reagan-Ära durch.

Der Neokonservatismus entstand als eine direkte Reaktion auf Erscheinungen, die seine Anhänger als die Exzesse der sechziger und siebziger Jahre in den innenpolitischen Programmen und die naiven Illusionen in der Außenpolitik bezeichneten. Der neokonservative Intellektuelle glaubte, daß der Angriff der Radikalen der sechziger Jahre auf Amerikas ökonomische und politische Institutionen eine Krise der Autorität und ein Nachlassen der auf älteren Werten basierenden Überzeugungen verursacht hätte. Aber während die Radikalen die Regierung angriffen, forderten sie zugleich von ihr ein riesiges Reformprogramm, um die Lebensbedingungen der Armen und Minderheiten zu verbessern. Diese Forderungen, so die Neokonservativen, haben die Regierung zu „the victim of overload“ gemacht, wenn mehr und mehr Menschen vom politischen System das Recht erwarteten, all das zu bekommen, was sie von ihm forderten. Es ist wichtig zu erwähnen, daß sich die meisten Neokonservativen nicht so sehr dem freien Unternehmertum verpflichtet fühlten, daß sie den *New Deal* völlig ablehnten und der Ökonomie des *Laissez-Faire* eine vorherrschende Rolle einräumten. Solch ältere Programme wie die *Social Security* hielten sie für wertvoll, um von der Regierung unterstützt zu werden. Aber die Programme, die in den radikalen sechziger Jahren entstanden waren, wie das Schulbussystem, *Affirmative Action*, Hilfe für Mütter mit minderjährigen Kindern usw., bildeten die Zielscheibe der Neokonservativen.³¹ Der Neokonservatismus kann auch als wütende Reaktion auf den Gang der Ereignisse in der Außenpolitik interpretiert werden. Senator Daniel P. Moynihan (obwohl er ein liberaler Demokrat blieb) und die führende Botschafterin der USA bei den Vereinten Nationen, Jean Kirkpatrick, zählten zu seinen wichtigsten Vertretern. Beide übten scharfe Kritik an Präsident Carters Entscheidung, in der mit Schuldgefühlen behafteten Stimmung in der Periode nach Beendigung des Vietnamkrieges die Verteidigungsausgaben zu senken. Insbesondere Carters Rede an der Universität von Notre Dame im Mai 1977 verstimmte die Neokonservativen. Hier hatte der Präsident den Amerikanern erzählt, daß sie nun von ihrer Furcht befreit wären, „free of that inordinate fear of communism which once led us to embrace any dictator who joined us in that fear“. Er rief die Sowjetunion dazu auf, sich Amerika in dem „großen Abenteuer“ des Zuschüttens des ökonomischen Grabens anzuschließen, der den Norden vom Süden

trennte, und die Ost-West-Kontroverse zu beenden. Moynihan wollte darauf konkrete Beweise sehen, daß der Kalte Krieg sich tatsächlich militärisch wie ideologisch seinem Ende näherte. Auch Kirkpatrick antwortete auf die Politik der Carter-Administration mit einem heute berühmten Aufsatz, der damals vom Präsidentschaftskandidaten Reagan gelesen worden war. Der Aufsatz hieß „Dictatorships and Double Standards“ und erschien in „Commentary“ im November 1979. Kirkpatrick konzentrierte sich darin besonders auf zwei Länder, um den Amerikanern die Illusionen von Carters Außenpolitik dramatisch vor Augen zu führen: Iran und Nicaragua.

Sowohl der Iran des Schahs als auch Somozas Nicaragua waren Diktaturen, räumte Kirkpatrick ein. Beide Führer waren nicht durch freie Wahlen an die Macht gekommen, beide stützten sich oft auf das Kriegsrecht und inhaftierten oder folterten sogar ihre Gegner, und keine versuchte, die Eigentums- und Machtverhältnisse zu verändern. Gleichzeitig waren Iran und Nicaragua begrenzte Diktaturen in dem Maße, daß der Schah und Somoza oppositionelle Parteien und Zeitungen tolerierten, und beide Regime waren streng antikommunistisch. Aber die Carter-Administration ging von der naiven Annahme aus, daß zu beiden Regimen demokratische Alternativen existieren würden und unterstützte sie daher letztlich nicht. Kirkpatrick dagegen glaubte, daß solche liberalen Annahmen historisch keine Grundlage hätten. Als Beweis verwies sie darauf, daß es „no instance of a revolutionary socialist or communist society being democratized“ gab, während rechtsgerichtete Autokratien die Fähigkeit besäßen, auf Druck zu reagieren und bestimmte Formen der Liberalisierung zuzulassen. Die gegenwärtigen Regierungen in Vietnam, Kambodscha und Laos seien viel repressiver als die der gestürzten früheren Führer. Dies träfe auch auf das Rote China, verglichen mit Taiwan, und Nordkorea, verglichen mit Südkorea, zu, so schloß sie ihren Aufsatz, und vielleicht würden die neuesten Ereignisse auf den Philippinen und Haiti weitere Beweise für ihre Argumentation liefern. Woher stammten die falschen Annahmen Amerikas? „Only intellectual fashion and the tyranny of Right/Left thinking prevent intelligent men of good will from perceiving the facts that traditional authoritarian governments are less repressive than revolutionary autocracies, that they are more susceptible of liberalization, and that they are more compatible with U.S. interests.“³² Das Interessante an Kirkpatrick's Argumentation ist nicht so sehr deren Stichhaltigkeit. Ihre These, daß ein kommunistisches Regime permanent besteht und nicht verändert oder umgestoßen

Die Intellektuellen in den USA von der Aufklärung bis zur Reagan-Ära

werden kann, müßte, um voll zu überzeugen, berücksichtigen, daß die Völker in Polen, Ungarn und anderen osteuropäischen Ländern ihre kommunistischen Regierungen begeistert gestürzt haben würden, wenn nicht die sowjetischen Panzer an ihren Grenzen gestanden hätten. Das Interessante an ihrem Aufsatz besteht darin, daß sie den falschen Weg der amerikanischen Politik einer „intellectual fashion“ zuschrieb, den „Händlern“ des Geistes und Wortes, die ihr Land mit falschen Kategorien und Ideologien in die Irre geführt hätten.

In gewisser Hinsicht hat sich nun der Kreis unserer Betrachtung über die Rolle des Intellektuellen in der amerikanischen Geschichte geschlossen. Denn im 18. Jh. wurden jene, die wie der Philosoph Edmund Burke und der Staatsmann Alexander Hamilton der Französischen Revolution ablehnend gegenüberstanden, auch gefragt, ob es eine demokratische Alternative zur Monarchie gäbe. Auch sie klagten Intellektuelle wie Thomas Paine an, Amerika fälschlicherweise zu dem Glauben geführt zu haben, daß die Demokratie wie eine frische Blume selbst aus dem scheußlichen Inneren des Despotismus wachsen könnte.

In den achtziger Jahren unseres Jahrhunderts erfreuten sich die neokonservativen Intellektuellen der Unterstützung eines neuen Phänomens im amerikanischen kulturellen und politischen Leben: den „think tanks“. Die *Heritage Foundation* und das *American Enterprise Institute* in Washington, D.C. beherbergten viele konservative Autoren und förderten deren Publikationen, ebenso das stärker international orientierte *Hoover Institute* an der Stanford University. Das *Department of Education* unter William Bennett hatte ebenfalls viele der konservativen Themen aufgenommen. Als politische Berater sahen sich die Neokonservativen selbst als diejenigen, die die Regierung vom populistischen Druck abschirmten, die die Werte von Familie und Religion erneut geltend machten und die generell die Erwartungen der Menschen und ihrer aufdringlichen Politik von Interessengruppen senkten.

Es wäre ein Fehler, hier mit dem Eindruck zu schließen, daß der Neokonservatismus die dominante ideologische Stellung im Amerika der Reagan-Administration eingenommen hätte. Außerhalb der Regierung waren die Neokonservativen nicht so stark an vielen Colleges vertreten, wo Liberalismus und Marxismus gegeneinander um den Einfluß bei den Studenten kämpften, deren Mehrheit politisch apathisch und karrieristisch eingestellt war. Besonders unter den Schriftstellern erhielt sich die linke und kritische Haltung, wie sich auf dem

lebendigen internationalen PEN-Kongreß in New York im Januar 1986 zeigte. Der Musikkritiker Edward Rothstein bemerkte nach dem Kongreß, daß George Orwells Beobachtung von 1948 wahrer denn je erschien: „To be anti-American nowadays is to shout with the mob.“³³

Auf eine eigenartige Veränderung in der Rolle des Intellektuellen vom 18. Jh. bis in die jüngste Vergangenheit ist hinzuweisen. Im Jahre 1787 wurde eine Verfassung geschaffen, die Amerika ein „Regierungssystem“ gab, das Ordnung und Stabilität garantieren und die Freiheit schützen sollte, und ihre Schöpfer nahmen an, daß der Mechanismus der Kontrolle notwendig wäre, weil die Menschen zu einer Selbstregierung ohne „auxillary precautions“, wie Madison in „The Federalist“, Nr. 51, schrieb, nicht fähig sein würden. Mit dem Beginn der Carter-Administration in den späten siebziger Jahren reagierten mehr und mehr Amerikaner auf den Ruf „Get government off our back“. Viele Intellektuelle teilten diese Stimmung, indem sie behaupteten, das „System“ wäre schlecht und das Volk im Grunde gut. Nicht erst der 200. Jahrestag der Annahme der Verfassung im Jahre 1987 ließ so die Frage aufkommen, wie sich die intellektuelle Gemeinschaft zukünftig zu einem politischen System verhalten sollte, welches sie erbt hatte, von dem es sich aber vollkommen entfremdet fühlte.

(Übersetzt von Eckhardt Fuchs)

- 1 Cambridge 1969.
- 2 Vgl. J. W. Kruich, *The Modern Temper*, New York 1929.
- 3 Zit. nach R. Kirk, *The American Intellectual: A Conservative View*, in: *The Intellectuals: A Controversial Portrait*, hrsg. von G. B. de Huszar, New York 1960, S. 309.
- 4 R. Hofstadter, *Anti-Intellectualism in American Life*, New York 1962.
- 5 *The Letters of William James*, hrsg. von H. James, Bd. II, Boston 1920, S. 101f.
- 6 L. Trilling, *The Liberal Imagination: Essays in Literature and Society*, London 1951.
- 7 Eine Ausnahme ist M. Diamond, *Democracy and the Federalist*, in: *American Political Science Review* 53, 1962, S. 52-68.
- 8 *The Federalist*, no. 10.
- 9 Zu Adams vgl. J. P. Diggins, *The Lost Soul of American Politics: Virtue, Self-Interest, and the Foundation of Liberalism*, New York 1984.
- 10 Eine ausgezeichnete Analyse der theoretischen Grundlagen der Schöpfer bietet A. O. Lovejoy, *Reflections on Human Nature*, Baltimore 1961. Zum intellektuellen Hintergrund vgl. die beiden Studien von H. F. May, *The Enlightenment in America*, New York 1976, und M. White, *The Philosophy of the American Revolution*, New York 1978.
- 11 P. Miller, *The Life of the Mind in America*, New York 1965.
- 12 Vgl. R. Hofstadter, *Anti-Intellectualism* (Anm. 4), S. 158f.
- 13 Vgl. J. P. Diggins, *The Lost Soul* (Anm. 9), S. 192-229.

Die Intellektuellen in den USA von der Aufklärung bis zur Reagan-Ära

- 14 Siehe G. Faust, *A Sacred Circle: The Dilemma of the Intellectual in the Old South, 1840-1860*, Baltimore 1977.
- 15 Holmes wird zitiert in A. Schlesinger Jr., *The Intellectual and American Society*, in: ders., *The Crisis of Confidence: Ideas, Power, and Violence in America Today*, New York 1969, S. 54.
- 16 V. L. Parrington, *The Beginnings of Critical Realism in America*, Bd. III. *Main Currents of American Thought*, New York 1958.
- 17 H. Adams, *The Education of Henry Adams*, New York 1931, S. 25.
- 18 Vgl. M. Weber, *Politik als Beruf*, in: Max Weber Gesamtausgabe, Bd. 17, Tübingen 1992, S. 157-252; Henry Adams an Henry Cabot Lodge, 4.6.1876, in: *The Letters of Henry Adams*, hrsg. von J. C. Levenson u.a., Bd. II, Cambridge 1982, S. 279.
- 19 Th. Roosevelt, *Citizenship in a Republic*, in: *The Works of Theodor Roosevelt*, hrsg. von H. Hagedorn, Bd. XIII, New York 1926, S. 27-35.
- 20 Ch. Forcey, *The Crossroads of Liberalism: Croly, Weyl, Lippmann and the Progressive Era, 1900-1925*, New York 1961, S. 30-39.
- 21 H. Croly, *The Promise of American Life*, New York 1963, S. 90-94, 427, 453f.
- 22 J. P. Diggins, *The American Left in the Twentieth Century*, New York 1972.
- 23 Erstaunlicherweise gibt es keine Geschichte der „verlorenen Generation“. Die beste Darstellung bietet M. Cowley, *Exile's Return*, New York 1934.
- 24 J. P. Diggins, *Up From Communism: Conservative Odysseys in American Intellectual History*, New York 1975.
- 25 Zit. nach J. P. Diggins, *The American Left* (Anm. 22), S. 127.
- 26 R. Hofstadter, *Anti-Intellectualism* (Anm. 4), S. 4.
- 27 Die Positionen von Kennan und Lippmann sind wiederabgedruckt in: *Containment and the Cold War*, hrsg. von Th. G. Patterson, Menlo Park, Cal. 1973.
- 28 Vgl. D. Cauter, *The Great Fear. The Anti-Communist Purge under Truman and Eisenhower*, London 1978.
- 29 Ch. Lasch, *The Cold War and the Intellectuals*, in: *Dissenting Essays in American History*, hrsg. von B. Bernstein, New York 1965; ders., *Liberal Anti-Communism Revisited*, in: *Commentary*, Sept. 1967, S. 64.
- 30 J. P. Lash, *Weekend at the Waldorf*, in: *New Republic*, 18.4.1949, S. 10-12.
- 31 P. Steinfels, *The Neo-Conservatives: The Men Who Are Changing American Politics*, New York 1979.
- 32 J. Kirkpatrick, *Dictatorship and Double Standards*, in: *Commentary*, Nov. 1979, S. 34-45.
- 33 Orwell wird in einem Bericht auf der Konferenz des PEN von Edwar Rothstein zitiert. Vgl. *Lead Me Not Into PEN Station*, in: *New Republic*, 24.2.1986, S. 20-23.